

(Nachdruck verboten.)

871

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Inmitten der Küche stand eine großer, gedeckter Tisch mit runden Broten und zahlreichen, mit Wein gefüllten Flaschen. Dem Rufe Folge leistend, kamen Plumitas, Potage und einige Gutsangestellte, der Aufseher, der Großknecht und alle, die Vertrauensstellen innehatten, herbei. Sie nahmen auf zwei an den Längsseiten des Tisches aufgestellten Bänken Platz, während Gallardo Donna Sol unentschlossen anblickte. Sie sollte oben in den Familienräumen speisen. Die Dame jedoch lachte über diese Zumutung und setzte sich zu Häupten des Tisches. Das Dandleben gefiel ihr, und es schien ihr eigenartig, mit diesen Leuten die Mahlzeit einzunehmen. Sie war zum Soldaten geboren, und mit mannhaftem Gebaren winkte sie dem Stierfechter, sich zu setzen, indem sie mit größtem Wohlbehagen den kräftigen Duft der Wurst einsog. Ein herrliches Gericht, und wie hungrig sie war! . . .

„So ist es recht“, sagte mit gewichtiger Stimme Plumitas, indem er den Tisch betrachtete, „die Herrschaften zusammen mit dem Gesinde speisend, wie es in früheren Zeiten Brauch gewesen sein soll. Es ist das erste Mal, daß ich es sehe.“

Und ohne den Karabiner beiseite zu stellen, ihn vielmehr zwischen den Knien behaltend, nahm er an der Seite des Picadors Platz. „Rüde weiter dorthin, Du Spötter,“ sagte er zu diesem, ihn mit seinem Körper schiebend.

Der Picador, der ihn mit rauher Kameradschaft behandelte, antwortete mit einem andern Stoß, und die beiden hünenhaften Gesellen lachten zu ihrem Platzstreit und erheiterten die übrigen Tischgenossen mit diesem ungeschlachteten Spiel.

„Aber verdammt auch!“ sagte der Picador, „weg mit dem Prügeleisen zwischen Deinen Knien. Siehst Du nicht, daß es gerade auf mich gerichtet ist, und daß leicht ein Unglück entstehen kann?“

Das Gewehr des Räubers, über einen seiner Schenkel gelehnt, war in der Tat mit seiner schwarzen Mündung nach dem Picador gerichtet.

„Hänge es auf, Dickkopf!“ rief dieser, auf seiner Forderung bestehend. „Brauchst Du es etwa als Zahnstocher?“

„Es ist gut so. Du brauchst keine Angst zu haben,“ antwortete der Bandit kurz, und seine Züge verfinsterten sich, als ob er keinerlei Andeutung über seine Vorsichtsmahregel zu beachten gesonnen sei.

Er nahm den Löffel, hat um ein großes Stück Brot und warf einen Blick nach den übrigen, da er sich in seiner häuerischen Höflichkeit erst überzeugen wollte, ob wirklich der Moment zum Essen gekommen sei. „Wohl bekomm's, Ihr Herren!“

Er langte wacker nach der riesigen Schüssel, die in die Mitte des Tisches für ihn und die Stierfechter gestellt worden war. Eine gleiche Schüssel dampfte weiter unten für das Personal des Gutes.

Seine Ehrgier schien ihn plötzlich zu beschämen und nach wenigen Löffeln hielt er an, da er eine Erklärung für angebracht hielt. „Seit gestern früh hab ich nichts als ein Stück hartes Brot und ein wenig Milch genossen, die mir in einer Schäferhütte verabreicht wurden. Guten Appetit!“ . . .

Und neuerdings machte er sich über die Schüssel her und nahm die Wige des Potage über seine Gefährlichkeit mit Augenzwinkern und fortwährendem Bewegen seiner Kauwerkzeuge hin.

Der Picador wollte ihn auch zum Trinken anregen. Durch die Anwesenheit seines Meistros in Schranken gehalten, der seine Trunkenheit fürchtete, sah er gierig nach den im Bereich seiner Hand stehenden Gläsern.

„Trink, Plumitas! Das Weiden im Trockenen ist nichts Gutes; man muß es befeuchten.“

Und ehe der Bandit seiner Einladung nachkam, hatte der Picador in Eile und zu wiederholten Malen schon getrunken. Plumitas dagegen griff nur selten nach seinem Glase und erst nach längerem Zögern. Er hatte Angst vor dem Weine,

da er die Gewohnheit, ihn zu trinken, verloren hatte. Im übrigen war der Wein der schlimmste Feind für einen Mann, der, wie er, stets wachsam und auf seiner Hut sein mußte.

„Du bist doch hier unter Freunden“, sagte der Picador, „Du bist hier, mein Junge, wie unter dem wahrhaftigen Mantel der Jungfrau der Macarena; niemand wird sich an Dir vergreifen, und sollten zufällig Gendarmen kommen, bin ich auf Deiner Seite, nehme eine Lanze auf den Arm, und kein einziger dieser Bärenhäuter kommt mit dem Leben davon. Es würde mir nicht übel gefallen, zu Pferde in den Bergen herumzustricken. Es zieht mich immer dahin.“

„Potage!“ rief der Matador vom Tischende herüber, der von der Schwachhaftigkeit des Picadors und seiner Nachbarschaft mit den Flaschen Angst hatte.

Trotzdem der Räuber nur wenig trank, war sein Gesicht gerötet, und seine kleinen, stahlblauen Augen glänzten munter. Er hatte sich seinen Sitz gegenüber der Küchentür auserwählt, und von seinem Platz aus überschaute er den Eingang zur Vestibül und konnte ein Stück des einsamen Weges übersehen. Von Zeit zu Zeit kreuzte eine Kuh, ein Schwein oder eine Biene diesen Streifen Landes, und der Schatten ihrer Körper, den die Sonne auf gelben Boden warf, genügte, damit Plumitas zusammenfuhr, bereit, den Löffel niederzulegen und die Büchse zu ergreifen.

Er unterhielt sich mit seinen Tischgenossen, ohne jedoch seine Aufmerksamkeit von der Außenwelt abzulenken, gewohnt, zu jeder Stunde zum Widerstande oder zur Flucht bereit zu sein, und seine Ehre darein setzend, niemals überrascht zu werden.

Als er seine Mahlzeit beendet hatte, nahm er von Potage noch ein Glas, das leckte, an und blickte, indem er eine Hand unter den Unterkiefer legte, still hinaus, wie erschlaft durch die Verdauung. Es war die Verdauung einer Riesenschlange, eines Magens, der an unregelmäßige Nahrungsweise gewohnt war, bei dem ungeheueren Ueberladung mit ausgedehntem Fasten abwechselte.

Gallardo bot ihm eine Savannazigarre an.

„Danke, Sennor Juan. Ich rauche nicht, werde sie aber für einen draußen herumstreifenden armen Gefährten aufbewahren, der das Rauchen noch höher schätzt, als das Essen. Dem Burschen ist ein Unglück zugestoßen, und er hilft mir, wenn Arbeit für zwei da ist.“

Er steckte die Zigarre in die Tasche seines Kittels, und die Erinnerung an diesen Gefährten, der in diesem Augenblick gewiß sehr weit entfernt herumzog, zwang ihm ein mildes Lächeln ab. Der Wein hatte Plumitas angeregt. Sein Gesicht war anders geworden. Die Augen strahlten das Licht mit einem beunruhigenden, metallglänzenden Widerschein zurück. Das runde Gesicht zog sich zu einem gezwungenen Ausdruck zusammen, der im Gegensatz zu seiner sonstigen Gutmütigkeit stand. Er verriet den Wunsch, zu reden, seine Taten großsprecherisch zu erzählen und die Gastfreundschaft zu vergelten, indem er seine Wohlthäter verblüffte.

„Sie haben sicher davon reden hören, was ich letzten Monat auf dem Wege nach Fregenal getan habe. Wissen Sie sicher nichts davon? . . . Mit einem Gefährten machte ich mich auf den Weg, um eine Postkutsche anzuhalten und einem reichen Kerl einen Denzettel zu geben, der ihn für immer an mich erinnern sollte. Es war einer, der sich in alles mischt und gewohnt ist, Bürgermeister, Gemeinderäte und sogar die Gendarmen nach seiner Weise tanzen zu lassen, was man in den Zeitungen einen Kaxiken nennt. Ich schickte ihm Nachricht und bat ihn um 100 Duros für eine dringende Notwendigkeit. Er aber schrie an den Gouverneur von Sevilla und schlug Lärm in Madrid, um zu erreichen, daß man mir härter zusetzte. Er war schuld daran, daß ich ein Gefecht mit Gendarmen zu bestehen hatte, wobei ich an einem Bein verwundet wurde. Damit nicht zufrieden, verlangte er, daß man meine Frau gefangen nehme, wie wenn die Arme wissen könnte, wo ihr Mann anzutreffen sei . . .“

Dieser Judas getraute sich nicht, aus Furcht vor Plumitas, sein Dorf zu verlassen. Aber damals verschwand ich und ging auf die Reise, eine jener Reisen, von denen ich schon erzählte, und nun faßte unser Mann Vertrauen und ging eines Tages nach Sevilla zu seinen Geschäften und um die Behörden gegen mich aufzuheben. Wir warteten, daß die



Kutsche von Sevilla zurückkommen würde, und die Kutsche kam. Mein Begleiter, der unübertrefflich ist in der Kunst, jemand auf dem Wege aufzuhalten, rief dem Kutscher ein Halt zu. Ich steckte den Kopf und das Gewehr zum Wagenfenster hinein. Weibergeschrei, Kindergejammer, Männer, die gar nichts sagten, aber die wie aus Wachs geformt waren. Ich sagte zu den Reisenden: „Sie haben nichts zu befürchten, beruhigen Sie sich, meine Damen; Gesundheit, Ihr Herren und glückliche Reise . . . Nur der Dicke dort soll aussteigen.“ Und unser Mann, der sich zusammenkauerte, als ob er sich unter den Weiberröcken verstecken wollte, mußte aussteigen, totblau, als ob ihm alles Blut entzogen worden wäre, und schwankend wie ein Betrunkener. Die Kutsche entfernte sich, und wir blieben mitten auf dem Wege allein . . . „Höre mich an, Kerl, ich bin Plumitas und werde Dir 'was zur Erinnerung mitgeben“, rief ich, und ich tat es; jedoch tötete ich ihn nicht sofort. Ich brachte ihm an einer Körperstelle, die ich genau kenne, eine Wunde bei, so daß er noch vierundzwanzig Stunden leben und den Verdarmen sagen konnte, daß es Plumitas sei, der ihn umgebracht hatte. So war kein Irrtum möglich, und andere konnten sich damit nicht wichtig machen.“

Donna Sol hatte freidehlag und mit vor Schreck zusammengebissenen Rippen zugehört, und aus ihren Augen strahlte der sonderbare Glanz, der ihre geheimnisvollen Gedanken begleitete.

Gallardo, dem diese grauenhafte Erzählung Unbehagen verursachte, verzog das Gesicht.

„Ein jeder versteht sein Handwerk auf seine Art, Sennor Juan“, sagte Plumitas, als ob er seine Gedanken erriete. „Wir zwei leben vom Töten; Ihr tötet Stiere, und ich — Menschen. Nur mit dem Unterschiede, daß Ihr reich seid und Weisheit . . . und schöne Frauen einerntet, und ich manchmal vor Hunger rase und, wenn ich nicht aufpasse, eines Tages mitten im Feld, durchlöchert wie eine Schießscheibe, liegen werde, daß mich die Raben fressen. Aber als Kenner des Handwerks habt Ihr nichts vor mir voraus, Sennor Juan. Ihr wißt, wo Ihr den Stier zu treffen habt, daß er sofort zu Boden stürzt. Ich weiß, wo ich einen Christenmenschen zu zeichnen habe, daß er auf die Erde rollt, oder daß er noch einige Zeit lebt, oder sich noch während einiger Wochen wütend an Plumitas erinnert, der mit niemand anbinden will, aber sich derer zu entledigen weiß, die mit ihm anbinden wollen.“

Donna Sol war wiederum neugierig geworden, die Anzahl seiner Verbrechen zu erfahren. „Und Tote? . . . Wie viele Menschen habt Ihr ins Jenseits befördert?“

„Sie werden Abscheu vor mir empfinden, Frau Marquise, aber da Sie darauf bestehen . . . Nun ja, ich kann mich nicht auf alle besinnen, so sehr ich auch mein Gedächtnis anstrengte — Es dürften ihrer dreißig oder fünfunddreißig sein, ich weiß es nicht genau. Wer kann bei diesem elenden, unsteten Leben daran denken, genau Buch zu führen! . . . Mit dem Morden ist es wie den Kirichen: man reißt eine vom Baum und die anderen kommen duzendweise hinterdrein. Aller Anfang ist schwer, hernach geht's von selbst. Man muß töten, um weiter leben zu können, und wenn man Neue spürt und umkehren will, wird man aufgestossen.“

Ein langes Schweigen folgte. Die Dame betrachtete nachdenklich die kurzen, dicken, mit zernagten Fingernägeln versehenen Hände des Raubmörders. Aber Plumitas blickte nicht nach der Frau Marquise. All seine Aufmerksamkeit galt dem Stierschädel, dem er seinen Dank dafür bezeugen wollte, daß er ihm an seinem Tische zu essen gestattet hatte, und bei dem er den üblen Eindruck verwischen wollte, den anscheinend seine Worte auf ihn gemacht hatten. „Ich habe Respekt vor Euch, Sennor Juan“, fuhr er fort. „Seitdem ich Euch zum ersten Male beim Stierkampf sah, sagte ich mir: „Das ist ein mutiger Mann.“ Ihr habt viele Anhänger, die Euch verehren, aber wie mich keinen! . . . Stellt Euch vor, daß ich, um Euch zu sehen, mich oftmals verkleidet und mich der Gefahr ausgesetzt habe, in die Falle zu gehen. Das können doch nicht viele Eurer Anhänger von sich sagen.“

Gallardo, der sich jetzt in seinem Künstlerstolz geschmeichelt fühlte, lächelte wohlgefällig.

„Zudem“, fuhr der Räuber fort, „wird niemand behaupten wollen, daß ich je nach La Rinconada gekommen sei, um auch nur um ein Stück Brot zu bitten. Oft hatte ich Hunger, oder ich brauchte fünf Duros, aber bis heute ist mir der Gedanke nicht gekommen, den Drahtzaun des Gutes zu überschreiten.“ „Sennor Juan ist für mich unantastbar“, sagte ich jedesmal zu mir, „er verdient Geld auf dieselbe Art wie ich, indem er das Leben riskiert. Man muß kollegialisch

sein . . .“ denn Ihr werdet nicht bestreiten, Sennor Juan, daß wir zwei, obschon Ihr ein gemachter Mann seid und ich ein auf der tiefsten Stufe stehender Elender bin, uns darin gleichen, daß wir mit dem Tode spielen, um zu leben. Setzt sitzen wir hier ruhig beim Essen, aber, wenn wir am wenigsten daran denken und Gott seine Hand von uns zurückzieht, und unser müde wird, so wird man mich auf einer Seite der Straße wie einen niedergeknallten tollen Hund auflesen, und Euch, trotz all Eurem Geld, aus der Arena die Füße nach vorn hinaustragen, und wenngleich dann die Zeitungen noch wochenlang hernach von Eurem Unglück berichten, so ist es doch aus mit Euch, wie mit mir.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sein bester Freund.

Von Alfred v. Hedenstrjerna.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg.

Es gab Leute, die zu flüstern wagten, Kanzleirat Singling sei ein schön maskierter Humbug; doch es waren ihrer nur sehr wenige und ihre Stimmen fanden kein Gehör, denn wo man sie vernahm, verzog man spöttisch die Lippen und murmelte: „Reidhämmell“

Kanzleirat Singling selbst war aufrichtig davon überzeugt, daß er nicht nur ein außerordentlich korrekter Mann, sondern auch ein guter und empfindsamer Mensch sei, der eifrig jeden denkbaren Anlaß zum Matzch mit der gleichen Sorgfalt und Bewissenhaftigkeit von sich abschüttelte, wie er jedes Staubkorn von seinem stets peinlich sauberen Anzug entfernte. Er war jung gewesen, wie andere auch, hatte während der Studienjahre die Verwandten möglichst ausgefogen, wie andere auch, und er hatte Leidenschaften gehabt, wie andere auch. Aber nie hatte er etwas Schlechtes getan um des Schlechtes selbst willen, sondern stets nur, um wirklichen Genuß oder Vorteil davon zu haben. Er hatte geschmackvolle, ja kostbare Grabkränze für alle die alten Onkel und Tanten geschickt, die ihm gegen noch nicht eingelöste Unterschriften Studiengebühren geliehen hatten, und in einem Falle, da seine Schuld einer Frau gegenüber unbestreitbar bewiesen war, hatte er die Forderung eines Kinderheims erfüllt.

Einmal aber war er übel dran gewesen. Er mochte kaum mehr daran denken. Er suchte es zu vergessen und sich selbst einzureden, daß es doch nicht wirklich so war, wie es war. Aber in krankhaften Fieberphantasien, bei Anfällen von Schlaflosigkeit infolge guter Soupers, hatte er die Halluzination, daß er einst, um seine Ehre zu retten, ein paar Tausend Kronen von einem guten Freunde geliehen hatte, der eine Kasse verwaltete. Nur für „einige Tage“. Aber während dieser kurzen Zeit fand der nebenan wohnende Notar Singling seinen Freund plötzlich eines Morgens tot im Bett.

Singling war wirklich sehr erschrocken — aber dann fehlte er sich hin und überlegte, ehe er lärm schlug.

Der Tote hatte im Leben ganz allein gestanden, besaß weder eine Frau, noch eine Braut, die das Urteil über den toten Mann irgend wie treffen könnte. Dieses Urteil würde ja allerdings streng genug ausfallen, denn niemand würde Singlings Unterschrift als vollgültige Valuta in der Kasse gelten lassen, und er wußte am besten, daß er außerstande wäre, sie schnell einzulösen.

Was bedeutete es nun eigentlich für einen Toten ohne überlebende Frau und Kinder, ob er als Unbescholtener oder als Entehrter im Grabe lag? Was bedeutete es?

Singling wiederholte sich diese Frage so oft, bis er es sonnenklar fand, daß es tatsächlich — gar nichts bedeute. Und so suchte er untere den Papieren des Verstorbenen nach seiner Unterschrift, steckte sie zu sich, schlug Lärm und nahm ganz nahe bei dem Toten in einem Lehnstuhl eine finstere, angemessene Pose an.

Es erregte große Bestürzung, daß der brave, bescheiden lebende Svensson ein Dieb gewesen sein sollte, aber es war nun nicht zu bezweifeln, da etliche Tausend in der Kasse fehlten. Gottlob trauerte keine Gattin um ihn, kein Kind weinte über die Schmach und Ehände, und von den wenigen guten „Freunden“, die er im Leben gehabt hatte, war Singling der allerbeste.

So benahm er sich auch; er mied nicht etwa das Haus der Schande, sondern verhielt sich wirklich rührend treu, ganz wie ein teilnehmender Bruder. Und als Svenssons junge, sympathische Schwester plötzlich unerwartet aus einem fernen Landesteil aufsuchte, lag er stundenlang vor dem Toten auf den Knien und stammelte in wirrer Verzweiflung:

„Wie konntest Du das tun, Du, der Du stets so ehrlieh und gut warst?“

Er ergriff die Hand der jungen Dame und verteidigte in schönen und rührenden Worten den „Fehltritt“ des Bruders. Dann führte er sie in das Pensionat ein, in dem er selbst zu Mittag speiste, nahm sich der jungen Dame gegenüber die Rechte eines Angehörigen und wich kaum von ihrer Seite, bis Svensson beerdigt war — was recht lange währte, da man argwöhnnte, er habe Gift genommen.



## Das Stromgebiet des Rheins und seine Geschichte.

„Sie dürfen nicht so gut zu mir sein! Ueberlassen Sie mich mir selbst und meinem Kummer! Die Schande des Verblühenen soll nicht den Freund streifen, der auch eine falsche Vorstellung von ihm hatte!“ sagte Fräulein Svensson.

Aber Singling war aufopfernd, edel und gut, bis die junge Dame vom Coupéfenster aus mit ihrem schwarz geränderten Taschentuch ihm Lebewohl winkte.

Manch ein weniger hervorragender Mann als Singling hat schon am Ratsisch des Königs gegessen oder irgendwo an der Spitze der Gesellschaft gestanden. Es war nur ein Zufall, daß er beim Kanzleirat stehen geblieben war. Aber geachtet und angesehen war er. Als seine Frau starb, als sein 50. Geburtstag und dann sein dreißigjähriges Amtsjubiläum im Dienste des Staates feierlich begangen wurde, umgaben ihn die Spitzen der Gesellschaft wie eine huldigende Mauer.

Er hatte einen einzigen Sohn, der den philosophischen Doktorgrad besaß, schon mit 20 Jahren berühmte Abhandlungen veröffentlichte und eine Française elegant anzuführen verstand.

Eines Tages kam dieser Sohn nach Hause und erzählte, daß er in der südschwedischen Universitätsstadt das Herz eines sehr reichen, hübschen und guten Mädchens gewonnen habe. Genau in dieser Reihenfolge sagte er es: reich, hübsch, gut.

Der Vater lächelte zufrieden und freute sich darüber, daß die Gelehrsamkeit des Sohnes ihn nicht blind machte für die Realitäten des Lebens. Dann padte der Kanzleirat seinen Frack ein und machte sich bereit, mit dem Sohn zur Veröffentlichung der Verlobung nach dem Süden zu reisen.

Das Haus des Fabrikanten Gumson wurde aufs prächtigste gerichtet und gepußt, denn die Eltern Gumson wußten sehr wohl, daß sie den jungen Leuten zwar ein gut Teil Moneten geben mußten, daß aber der Doktor eine gute Partie und der alte Kanzleirat ein höchst angesehenen Mann war.

Als Vater und Sohn ankamen, empfing sie ein liebes Mädchen, eins von der Art, wie die meisten eben sind; ein etwas lorpulenter, kupferroter, herzlich verbindlicher Papa, der würdiger Vize-Vorsführer der Stadtkämmerei war, und eine recht fein aussehende, doch momentan etwas gedrückt und bang dreinschauende Mama, deren ganzes Gesicht verlegen erröte, als der Kanzleirat mit warmer Galanterie ihre Hand an seine Lippen führte.

„Als zukünftige Verwandte will ich Sie gleich Franz nennen,“ sagte sie. „Wollen Sie mir wohl ein paar Minuten zu einem Gespräch unter vier Augen gewähren?“ fragte sie dann weich und verbindlich, fast ein wenig scheu, nachdem die Begrüßung glücklich überstanden war.

Als sie in ihrem kleinen Voudoir allein waren, blickte sie demütig zu dem stattlichen Kanzleirat auf und flüsterte:

„Wir haben uns schon einmal gesehen . . .“

Der Kanzleirat bemühte sich erfreut, höflich und erkennend zu bliden, es gelang ihm jedoch nicht dies weiter zu bringen, als bis zu einem so intelligenten Mann recht albernen Ansätzen.

Es aucte in Frau Gumsons Gesicht, als wäre sie im Begriff, in Tränen auszubrechen, sie senkte den Kopf und fuhr fort:

„Ich bin . . . ich bin eine geborene Svensson . . .“

Der Kanzleirat gab seinem Gesicht den Ausdruck von Verständnis und von einer Freude, die auf jeden Träger des Namens Svensson schmeichelhaft wirken mußte. Aber die Frau des Hauses begriff, daß er von der Wirklichkeit noch immer weit entfernt war, verbarg ihr sanftes, bekümmertes Gesicht in ihrem Taschentuch und schluchzte:

„Ich bin Anna Svensson, gegen die Sie einst so gütig und herzlich waren, als . . . als mein unglücklicher Bruder . . .“

Der Kanzleirat erröte und erstarrte für einen Moment bei dem Erwachen der demütigendsten Erinnerung seines Lebens. Frau Anna mißverstand ihn, sank zusammen und murmelte tonlos:

„Ich kann es Ihnen ja nicht verdenken, wenn Sie durch die Schande des Unehrlichen auch auf seiner reinen, unschuldigen Nichte einen Makel sehen. Aber bitte . . . schonen Sie die jungen Leute! Ich schwöre Ihnen, daß unsere beiden Familien im übrigen fiedellos sind.“

Das Gesicht des Kanzleirats leuchtete auf, er küßte mit einer gewissen Herzlichkeit ihre Hand und sagte impulsiv:

„Meine beste Anna, versteh Sie es nicht falsch, wenn die traurige Erinnerung an einen lieben und unbergekliden, aber unglücklichen Freund mich nicht unberührt lassen kann, doch ich schwöre, daß ich in diesem Augenblick warm und treu für den Toten empfinde und . . . nicht mit Unwillen an seine Schwester und deren Tochter denke, oder um des Blutes willen besorgt bin . . .“

Er war geradezu imponierend und bezaubernd liebenswürdig, als er schloß:

„Deine Tochter ist ebenso gut wie mein Sohn, ja, noch viel besser, da eine gute Frau stets besser ist als ein guter Mann!“

Beim Verlobungsdiner strahlte der Kanzleirat und erwärmte alle durch seine bewingende Herzlichkeit, so daß der Sohn stolzer als je auf seinen Vater war. Die junge Frau war entzückt und Fabrikant Gumson ordentlich hochmütig, weil er mit einem solchen Mann nun bald verwandt sein sollte.

Auch Frau Annas letzter Gedanke war noch vor dem Einschlafen: „An meinem armen unglücklichen Bruder muß doch wohl etwas Gutes gewesen sein, wenn er einen solchen Freund gewinnen konnte.“

Daß in den Formen der Erdoberfläche große Veränderungen vor sich gegangen sind, daß heute hohe Gebirge weit in die Wolken hineinragen, wo einstmal ein mehrere Tausend Meter tiefer Ozean seine Fluten wälzte, das sind Vorstellungen, die dank den Fortschritten der geologischen Wissenschaft mehr und mehr bei der Allgemeinheit Eingang gefunden haben. Wie aber diese Umwälzungen sich vollzogen haben, wie sie bis in die Gegenwart hinein sich fortsetzen, langsam, unmerklich, daß wir kurzlebigen Menschen uns ihrer gar nicht bewußt werden, das ist noch viel zu wenig bekannt. Wir sind es nicht gewohnt, Berge und Täler und die Flüsse, deren Lauf sie bestimmen, als vorübergehende Erscheinungen zu betrachten. Und doch brauchen wir nur einige Jahrzehntaufende rückwärts zu gehen, um von den heutigen durchaus verschiedene Verhältnisse in unserer Heimat anzutreffen. Die heutigen Flußläufe der norddeutschen Ströme, besonders der Oder und Weichsel, haben sich erst, nachdem die letzten Gletscher der Eiszeit nach Norden über die Ostsee sich zurückgezogen hatten, herausgebildet können\*).

Etwas älter und seiner geologischen Geschichte halber besonders interessant ist die allmähliche Entwidlung des Rheins, die hauptsächlich in die Eiszeit fällt.

Wenn wir den heutigen Lauf des Rheins etwas genauer betrachten, springt sofort in die Augen, daß er aus drei deutlich voneinander geschiedenen Teilen besteht, dem Oberrhein von der Quelle bis Schaffhausen, dem Mittellrhein von da bis Bingen und dem Unterrhein von Bingen bis zur Mündung. Bei Schaffhausen und Bingen befinden sich Stromschnellen, ein sprechender Beweis dafür, daß dieser Teil des Bettes noch nicht sehr alt ist, daß hier ein Durchbruch erst in neuester Zeit entstanden sein kann. Das Stromgebiet vom „Vater Rhein“ setzt sich aus drei ursprünglich getrennten Flußsystemen zusammen.

Rekonstruieren wir einmal das Bild, das Mitteleuropa vor der Eiszeit bot. Im Süden hatten sich in der Mitte der Tertiarzeit, damals noch um ein Bedeutendes höher, die Alpen emporgehohlet; nach Nordwesten, ihnen vorgelagert, erstreckte sich ein hoher, einseitlicher Gebirgsstamm, der Jura, von Südfrankreich bis nach dem Fichtelgebirge. Zwischen dem Jura und den Alpen befand sich eine Senke, in der heute unter anderem ein Teil der oberen Rhone, Aar und obere Donau fließen. In dieser Senke drangen auch die Gletscher der Eiszeit, die von dem sogenannten Rhonemassiv, Finsteraarhorn und Montblanc, ausstrahlten, vor und erfüllten sie vollständig, so daß sie teilweise selbst über den Juralamm hinwegflossen; ihre letzten Ausläufer müssen im Nordosten Sigmaringen erreicht haben. Für die beim Abtauen entstehenden Schmelzwasser bildete selbstverständlich der Querriegel des Juragebirges ein unüberwindliches Hindernis: sie nahmen ihren Weg entlang dem Südostrand des Jura, wo durch die Gletscher eine tiefe Rinne ausgegrüßt worden war, die heute teilweise vom Benfer, Neuenburger und Bieler See eingenommen wird. Obere Rhone, Oberrhein und obere Donau bildeten damals zusammen ein Stromgebiet, dessen Ursprung in das Seengebiet südlich von Genf zu setzen ist; von da flossen die Gewässer nordöstlich das heutige Aartal entlang; gegenüber der Aarmündung fließt heute ein kleiner Bach, die Lutach, in den Rhein. Dessen Bett bildete die Fortsetzung des Stromes, der dann weiter im Bett der oberen Donau bis in die Gegend von Donauwörth floß. Dort befindet sich zwischen dem Schwäbischen und Fränkischen Jura eine breite Rinde, durch die die Würnis heute in die Donau mündet. Wahrscheinlich wurde sie von der alten Donau, die in der Gegend des Montblanc entsprang und nun hier eine scharfe Wendung nach Norden machte, benutzt; bei Ansbach mußte dann die Verbindungsstelle der alten Donau mit dem heutigen Flußgebiet des Mains gelegen haben.

Der Main, ebenso auch der Redar, haben ihren Lauf nur unwesentlich verändert. Vor und während der Eiszeit befand sich aber an der Stelle ihres heutigen Mündungsgebiets, der ober-rheinischen Tiefebene, durchflossen vom Mittellrhein, ein großer Binnensee, das Mainzer Becken, das sich da gebildet hatte, wo zu Beginn der Tertiarzeit sich eine riesige Erdscholle losgelöst hatte und zwischen Odenwald und Schwarzwald einer- und Haardt und Vogesen andererseits in die Tiefe gesunken war. In diesem Binnensee, bei dem sich Zufluß und Verdunstung ungefähr die Waagschale gehalten haben müssen, mündete von Süden durch die Burgundische Pforte — heute bezeichnet durch die Trace des Rhein-Rhonekanals — der Doubs und die obere Saône, von Norden die Lahn von Gießen her durch die Wetterau. Der Redar mündete noch in historischer Zeit in der Gegend von Mainz in den Rhein; sein Bett von Heidelberg bis Mannheim ist sehr wahrscheinlich künstlich, vielleicht erst von den Römern hergestellt worden. Ob das Mainzer Becken ursprünglich einen Abfluß nach

\*) Darüber ist kürzlich im Verlag von E. Grieser, Frankfurt a. M., in der Sammlung „Aufwärts!“ ein sehr lehrreiches Buchlein erschienen: Prof. Dr. B. Kobelt, Die alten Flußläufe Deutschlands. Preis 20 Pf.



Norden in das heutige Wesergebiet hatte, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt.

Ein drittes Stromgebiet entwässerte am Ende der Tertiärzeit die deutschen Mittelgebirge nach Norden zum Atlantischen Ozean. Nord- und Ostsee waren damals noch nicht vorhanden. Durch das Gebiet der heutigen Ostsee ergoß sich ein gewaltiger Strom, der die Gewässer Scandinaviens und Nordwestrusslands durch das Kattegat und Fager Rat nach Norden führte, wo etwa entlang dem 60. Breitengrad die Küste sich erstreckte. Elb- und Wesertal waren damals schon angelegt, nur mündeten sie bedeutend nördlicher. Die Elbrinne ist 400 Kilometer weit noch heute am Grunde der Nordsee zu verfolgen. Selbst in den Zwischeneiszeiten muß die Landverbindung zwischen England und der Halbinsel Jütland noch bestanden haben. Nordöstlich der Themsemündung befindet sich die auch durch den russisch-japanischen Krieg bekannt gewordene Doggerbank, ein besonders flacher Teil der Nordsee, der sich durch bedeutenden Fischreichtum auszeichnet. Die Doggerbank ist eine von den damaligen norddeutschen Flüssen bewirkte Aufschüttung, und nicht selten kommt es vor, daß dort die Fischer vom Grunde des Meeres neben den Knochen des Mamuts und anderer eiszeitlicher Tiere menschliche Werkzeuge aus der Steinzeit heraufbefördern. Hier mündete der westlichste der damaligen norddeutschen Ströme, zu deren Gebiet auch der heutige Unterrhein gehörte. Am besten bezeichnen wir dieses Flußgebiet als das der Ur-Maas. In sie ergoß sich, von dem Westabhang der Vogesen kommend, Mosel und Saar, die damals aber noch nicht das Rheinische Schiefergebirge durchbrochen hatten, sondern an dessen Westrand durch das Tal der heutigen Sauer und Ourthe bei Lüttich mündeten. Der heutige Unterlauf des Rheins war vorgezeichnet durch einen Fluß, der wohl in der Gegend von Koblenz seinen Ursprung nahm und die kölnische Bucht entwässerte. Der bedeutendste Nebenfluß der Ur-Maas war die Rheme. Daß sie ursprünglich mit dem festländischen Stromsystem Verbindung gehabt haben muß, beweisen uns außer der untermeerischen Fortsetzung ihres Flußbettes verschiedene Süßwassermuscheln, besonders die Perlemuschel, die in denselben Formen sich in Ablagerungen der Rheme und der oberen Mosel und Saar finden. Ueberhaupt fällt den Zusammenhängen der Fauna, besonders wenn so stationäre Tiere wie Süßwassermuscheln in Betracht kommen, eine große Rolle bei der Rekonstruktion der alten Flußgebiete zu. So läßt sich der frühere Abfluß des Oberrheins nach der oberen Donau durch das Vorkommen verschiedener Muscheln beweisen; auch der Wels fehlt im Gebiet des Rheins, ist aber im Genfer, Neuburger und Bodensee vertreten und bezeichnend eine Charakterform der Donau.

Erst gegen Ende der Eiszeit, vielleicht erst in der früheren Nacheiszeit ist eine Vereinigung des Ober-, Mittel- und Unter Rheins eingetreten, und zwar geschah dies durch sogenannte rückwärtige Erosion, das heißt die trennenden Höhenzüge wurden allmählich abgetragen, teils durchgenagt, bis gelegentlich einer außerordentlichen Ueberschwemmung der endgültige Durchbruch der Wasserscheide erfolgen konnte. So verlegte der Unter Rhein seine Quelle immer südlicher in das Rheinische Schiefergebirge hinein, bis er auch Hunsrück und Taunus vielleicht in einem bei der Gebirgsbildung erzeugten Tal trennte und so den Weg für die Gewässer des Mainzer Beckens freimachte, während im Süden kleine, aber reizende Gebirgsbäche die Wasserscheide des Jura durchsagten.

## Kleines feuilleton.

### Völkerrunde.

**Der Untergang der Feuerländer.** Das Feuerland und seine Bewohner sind namentlich durch die geist- und gemüthvollen Schilderungen von Darwin zu einer besonderen Berühmtheit gelangt. Schließlich ist ihnen diese jedoch zum Schaden ausgeschlagen, denn auch dort an der äußersten Südspitze von Südamerika, wo sich die Menschen in eine ruhige und einsame Naturwelt sollten zurückziehen können, hat sich die alte Erfahrung bestätigt, daß der Europäer den Untergang der Naturvölker bedeutet. Noch vor 30 Jahren schätzte man die Zahl der Feuerländer wenigstens auf 5000, und heute leben von ihnen kaum noch 300. Ein Mitarbeiter der Münchener Medizinischen Wochenschrift gibt über die Ursachen dieser schnellen Abnahme, um nicht zu sagen, Ausrottung der Bevölkerung von Feuerland, Aufklärungen, die einen bedauerlichen Beweis dafür erbringen, mit welcher Gewalttätigkeit und welchen üblen Folgen die Europäer ihre Kultur in solche entlegene Gebiete zu tragen bestrebt sind. Der Anfang vom Ende der Feuerländer war freilich, wie so oft, die Erregung der Gier nach Gold. Man hatte dort in einigen Flüssen etwas Gold entdeckt, und diese Kunde genügte, eine Anzahl von Weißen dorthin zu locken, die nun fast selbstverständlich den Kampf gegen die zwar nicht besonders angenehmen, aber auch nicht eigentlich gefährlichen Eingeborenen bezangen. Die Feuerländer ließen sich zwar zahlreiche Diebstähle zuschulden kommen, aber man pflegt doch bei uns dies Verbrechen jetzt auch nicht mehr mit dem Tode zu bestrafen. Immerhin war die Zahl der Feuerländer, die auf diese Weise zugrunde gingen, noch gering gegen die Menge der Opfer, die andere von den Europäern mitgebrachte Pesten forderten.

Mit den Weißen kam der Alkohol ins Land, außerdem Geschlechtskrankheiten und auch die Tuberkulose. Jedenfalls hatten die weißen Ansiedler, die nach dem Verfliegen des Goldraums sich auf die Schatzsucht geworfen hatten, die Eingeborenen noch nicht so arg geschädigt. Nun kamen aber auch noch Leute dorthin, die die Kultivierung der Feuerland-Indianer zwangsweise betreiben wollten. Man brachte die Eingeborenen, die bis dahin fast unbedeutend im Freien gelebt hatten, auf eine benachbarte kleinere Insel, die bisher unbewohnt gewesen war, nötigte sie zur Annahme europäischer Kleidung und baute ihnen feste, geschlossene Hütten, in denen die Menschen außerdem noch ziemlich zusammengepfercht hausten. Bald kam es zu einem großen Sterben unter den Feuerländern, und zwar hauptsächlich durch die eingeschleppte Tuberkulose. An dieser Krankheit starben einmal von etwa 200 eingeschleppten Indianern in einem Monat 48. Im ganzen waren rund 2000 auf jene Insel gebracht worden, und von diesen waren vor etwa 3 Jahren, als der Gewährsmann das Gebiet besuchte, noch ein paar Duzend vorhanden. Alle übrigen waren an Tuberkulose gestorben. So ist durch europäischen Einfluß ein harmloses Naturvolk in wenigen Jahrzehnten nahezu vertilgt worden, und es scheint nur eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit zu sein, daß auch der letzte Feuerländer das Zeiliche gesegnet haben wird, weil auch in den Gebieten, wo sie noch einigermaßen im Naturzustand leben, die Tuberkulose bereits festen Fuß gefaßt hat. Vielleicht finden sich jetzt verständige Leute unter den Europäern, die auch etwas zur Erhaltung dieses merkwürdigen Volkes tun wollen, nachdem bisher alles zu seiner Vernichtung geschehen ist.

### Technisches.

**Kohlenverladeanlagen.** Welche Bedeutung moderne, maschinell angetriebene Gütertransporteinrichtungen, die sogenannten Verladeanlagen, dadurch gewinnen können, daß sie Handarbeit überflüssig machen, zeigen Ausführungen von Professor Wühle in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. Im Bergbau ist man zu Zeiten von Ueberproduktion, bei zeitweilig auftretendem Wagenmangel, bei Betriebsstörungen in den Aufbereitanlagen und dergl. oft gezwungen, die normale Förderung einzuschränken. Um dies zu vermeiden, sucht man Anlagen steter Betriebsbereitschaft zu schaffen, die imstande sind, ohne jeden größeren Aufwand an Bedienungsmannschaft die geförderten Materialien, Kohle oder Erze, aufzunehmen, um sie zu einer passenden Zeit wieder abzugeben. Es handelt sich also um Vorrichtungen, die gleichsam als Windfessel oder Speicher wirken und die Schwankungen zwischen Förderung und Versand ausgleichen sollen. Das einfachste wäre es, wirkliche Speicher, Silos anzulegen, diese mit der Kohle zu füllen und im Bedarfsfalle wieder zu entleeren. Bei den großen Mengen jedoch, die namentlich in den Zeiten des Absatzmangels aufgespeichert werden müssen, würden derartige Anlagen wegen ihres großen Umfanges vielfach zu kostspielig sein. Man ist daher dazu übergegangen, die auf jeder Grube vorhandenen Haldenplätze zur Lagerung der Kohlen in Haufen zu benutzen und diese Stapel im Bedarfsfalle abzutragen und die Kohle gleichzeitig zu heben und auf mechanischem Wege der Aufbereitanlage oder der Verladeestelle unmittelbar zuzuführen. Ein Beispiel für eine derartige Anlage ist die Stürz- und Wiederverladevorrichtung auf der Radziontau-Grube in Oberschlesien. Auf dieser Grube steht eine Halde von ca. 33 000 Quadratmeter zur Verfügung. Da die Haufenhöhe 6 Meter betragen darf, so können rund 180 000 Kubikmeter Kohle auf diesem Platz aufgestapelt werden. Der Haldenplatz wird durch eine breite Hochbahn in zwei Teile zerlegt, deren jeder durch eine fahrbare Brücke von 96 Meter Länge bestrichen wird. Diese Brücken dienen sowohl zum Stürzen als auch zum Wiederverladen der Kohle. Die ganze Anlage arbeitet mit Hilfe von Selbstentladewagen (selbsttätiger Greifer) fast ganz automatisch. Es können in einer Stunde 300 000 Kilogramm Kohle gestürzt werden, wobei nur 4 Mann zur Bedienung erforderlich sind. Das Wiederverladen geht etwas langsamer vor sich. Immerhin können mit 8 Mann 100 000 Kilogramm Kohle in der Stunde verladen werden. Trotz dieser Leistungsfähigkeit sind auch die Anlagekosten und Betriebskosten niedrig. Diese betragen rund 28 000 Mark, jene können bei großen Leistungen auf nicht ganz 5 Pfennig für 1000 Kilogramm gebracht werden. Durch diese Anlage wird die Förderung fast völlig unabhängig vom Versand gemacht. Mit wenigen Leuten kann die ganze Förderung bei Wagenmangel auf die Halde gestürzt werden, andererseits kann der Unternehmer noch mehr als bisher augenblickliche Konjunkturen ausnutzen, ohne neue Arbeiter (früher waren 150 oder noch mehr Mann zum Verladen erforderlich) einzustellen, da er mit nur wenigen Arbeitern in ganz kurzer Zeit viele Hundert Tonnen auf den Markt werfen kann. Für den Arbeiter unter Tage können diese Anlagen unter Umständen den Vorteil haben, daß die Förderung bei Versandbeschränkung, nicht wie es früher meist der Fall war, herabgesetzt zu werden braucht. Sie können aber auch eine Waffe gegen den Arbeiter werden, da man in der Lage ist, bei Streikgefahr bedeutende Kohlenmengen auf die Halde zu stürzen, die nach Streikausbruch durch wenige Leute, nötigenfalls sogar durch Beamte der Grube verladen werden können. Sch.